



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 113.

Montag, 14. Mai.

1928.

(19. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Krenker.

(Nachdruck verboten.)

Den Kopf gesenkt, starzte er vor sich hin. Seine Badenmuskeln bewegten sich. Mächtiges Zucken wetterleuchtete über seine hageren Wangen.

Und als er die Lippen wieder öffnete, schien es, als spräche er zu sich selbst und habe die Gegenwart seines Kumpaten völlig vergessen.

„Ich bin schon lange ein Verbrecher und habe hundertmal das Zuchthaus und Gefängnis verdient. Was schert mich das? Im Gegenteil — jedes Mal, wenn wir wieder eine unserer Gemeinheiten begangen hatten, hab' ich innerlich aufgetrumpft und hab's wie eine Abschlagszahlung des Schicksals empfunden. Als wolle es mir durch den immer neuen Sieg des Schlechten über das Gute in Raten zurückstatten, was es mir damals auf einmal genommen. — So ist's immer gewesen . . . Seit ich gestern aber diese Frau so weh ihr Lied singen hörte, und sah ihre todtraurigen Augen, und wie sie sich quälen mußte, um nicht laut auszuweinen, und was ich da angerichtet . . . die Nacht dann, wo ich keinen Schlaf fand . . . Alles, was längst begraben und verschüttet in mir gelegen, das stand wieder auf und sah mich an. Schließlich ist man doch mal ein Kerl gewesen, der Achtung vor der Welt forderte — und ging man vorbei, dann grüßten die Vorgesetzten mit Wohlwollen, und die jungen Bengels rissen die Knochen zusammen und das Kinn an die Binde — weil man Oberzahlmeister war und Verantwortungen trug . . . Aber dann kam das mit dem Rittmeister von Yskem — und der Transport — und die Flucht — Holland — und die Regennacht auf der Hafenmole von Amsterdam, wo's schon drei Tage her war, seit man etwas gegessen . . .“

Sein Murmeln erlosch. Nun war er ganz still.

Der Konsul d'Arzella beobachtete ihn halb seitwärts mit ängstlich forschendem Blick.

Schließlich versuchte er:

„Rowalt — seien Sie vernünftig. Lassen Sie die Vergangenheit ruhen. Daran zu denken, macht schlaff und energielos. Ich weiß auch so, daß Sie im Grunde Ihres Herzens immer ein sentimental Deutscher geblieben sind und . . .“

Den anderen riß es herum.

„Sentimental bin ich nicht. Das Leben hat mir das verdammt abgewöhnt. Aber ich hab' mal den Rock der alten kaiserlichen Armee getragen. Wenn auch nicht als Offizier, sondern nur als Oberzahlmeister, aber ganz egal — ich hab' ihn getragen! Dageheim in der Garnison und draußen im Felde. Wir waren Leibregiment und trugen die Gardelitzen. Wissen Sie, Mensch, was das heißt. Angehöriger eines Leibregiments gewesen zu sein?“

Verächtlich zuckte er die Achseln.

„Natürlich wissen Sie's nicht! Wo ihr da in eurem Portugal alle halbe Jahre Revolution macht und eure sogenannte Armee immer gerade für denjenigen Desperado eintritt, der als nächster ans Ruder und an die Futterklippe will. — Ich aber hab' die Uniform eines preußischen Leibregiments getragen! Und als die durch Urteil des Kriegsgerichts runter mußte, da ging die

Haut in Feuer mit. Und die Narben brennen unaufhörlich durch das ganze Leben.“

„Na ja, schön. Das ist gewesen und liegt lange zurück. Wer denkt heute noch daran.“

„Ich!“ lagte Horst Rowalt verbissen. „All die Jahre da draußen in fremden Ländern und bei dem Vagabundenleben, das ich mit Ihnen und Madame führte — da war's eingeschlafen und eigentlich schon halb tot. Aber seit wir in Deutschland sind und ich meine Sprache wieder höre . . . wie oft war ich draußen in Potsdam und Sanssouci — auch mal im Zeughaus.“

„Wozu erzählen Sie mir das alles?“

„Ich erzähle das nicht Ihnen, sondern mir. Meine Rache wollt' ich haben, das war mein gutes Recht. Auge um Auge und Zahn um Zahn. Und hast du mein Leben vernichtet, dann vernichte ich deins . . . Ich habe aber ganz was anderes angerichtet . . . Seit ich gestern abend im „Esplanade-Theater“ war und seit der Nacht, die hinter mir liegt, weiß ich das.“

Der Konsul d'Arzella mochte nichts mehr davon hören. Er ertrug das nicht länger. Seine Nerven und sein romanisches Temperament ließen es einfach nicht zu. Er hatte das fatale Gefühl, als überschritte er ein trügerisches Moor auf dünnen federnden Brettern, die bei jedem Schritt nachgaben und jeden Moment brechen könnten.

Zu aufbrausender Erregung schlug er mit der Hand auf die Schreibtischplatte.

„Genug von dem allen!“ sagte er rauh, „Ihre früheren Geschichten gehen mich nichts an. Die machen Sie gefälligst mit sich selber ab. Ich will jetzt klar und unzweideutig wissen, welche Absicht Sie verfolgen.“

„Mich von Ihnen endlich wieder zu trennen.“

Der Portugiese erschrak. Zogte sich jedoch und schob die Schultern hoch.

„Sie sind ja wahnsinnig!“

„Ich war es, als ich mich Ihnen in Amsterdam mit Haut und Haaren auslieferte und zum Spießgesell zu Ihres — e — Handwerks wurde.“

„Wenn Sie sich jetzt etwa mit dem Plan tragen, heimlich zur Polizei zu laufen und mich anzugeben . . . hören Sie sich, Rowalt, ich reiche Sie mit!“

„Was ich schon danach noch frage?! Aber seien Sie ohne Furcht — ich verrate Sie nicht.“

Dann scheren Sie sich in Gottes Namen zum Teufel.“

„Der schon lange auf Sie und auf mich wartet. Nein — ich werde schweigen. Doch nur unter der Bedingung, daß Sie mit Madame Berlin und Deutschland binnen wenigen Tagen für immer verlassen.“

Der Portugiese griff nach einem silbernen Brieföffner und preßte die Faust um sein Heft, als wolle er sich im nächsten Augenblick . . .

„Sind Sie denn total von Sinnen, Mensch? Ich soll Berlin und Deutschland Hals über Kopf verlassen — wo Sie genau wissen, daß ich hier nicht loskomme, so lange Rena Lint . . .“

„Sie werden Rena Lint nie erreichen!“

„Was sagen Sie? Nie erreichen? Wo ich seit einem Jahr auf sie warte und jetzt endlich soweit bin, daß ich die Hand nach ihr ausstrecken kann. Eine Woche habe ich ihr Tröst gelassen. In wenigen Tagen ist sie abgelaufen. Dann hat sie ihre Verlobung gelöst und gehört mir.“

„Sie wird Ihnen nie gehören, weil ich mich dazwischen stelle. Seit ich diese Frau gestern gesehen und seit der Nacht, die hinter mir liegt, ist Ihr Plan erledigt. Jetzt schütze ich Rena Lint vor Ihnen und Ihrer Begierde. Aus Dankbarkeit dafür, daß sie mich zur Selbstbesinnung gebracht und das letzte bisschen Güte in mir wieder geweckt hat. Viel weiß ich damit nicht mehr anzufangen. Aber soweit soll es mir wenigstens dienen, um zu verhindern, daß sie an Ihrer Seite im Schlamm und im Zuchthaus endet.“

„Aber der Rittmeister von Oslem?“ leuchte der Portugiese mit einem leichten verzweifelten Versuch. „Wollen Sie Ihre fixe Idee wahr machen und Rena Lint das eingebildete Glück an der Seite ihres Bräutigams erhalten, — sind Sie sich auch klar darüber, daß es nur einen einzigen Weg gibt, indem Sie sich selbst als Täter bekennen und damit auf Ihre Rache verzichten! Denn durch Ihr Geständnis würde er ja vollkommen rehabilitiert werden. Wollen Sie sich selbst zum Narren machen und um die Revanche bringen, von der Sie acht Jahre lang träumen? Und das alles um eine lächerliche alberne Sentimentalität? Mensch — kommen Sie wieder zu sich!!“

„Das bin ich bereits. Heute nacht bin ich wieder zu mir gekommen. Das eben danke ich dieser Frau.“

Dann — dann . . .“

Juan d'Arzillas Selbstbeherrschung war zu Ende. Mit brutalen Geißelhieben peitschte die Wut der Enttäuschung sein heißes Blut.

Ein Schritt vor dem glühend ersehnten Ziele — und jetzt sollte alles vergebens gewesen sein. Weil dieser alternde Narr da drüben plötzlich . . .

Mochte er zum Teufel gehen! Kein Hahn krähte nach ihm. Keine Menschenseele würde ihn vermissen.

Den langen spitzen Briesöffner noch immer umkrampft, kam er um den Tisch herum, sprang blitzschnell seinen Spießgesellen an.

Doch der hatte ihn schon erwartet. Man kannte einander ja.

Mit einem einzigen wuchtigen Fausthieb direkt auf das Kinn schleuderte er den Portugiesen in die Ecke neben dem Bücherschränk, wo er aufstohnend zusammenbrach.

Dann wandte sich Horst Rowalt ab und verließ das Haus.

XII.

Frau Liddy van Aaren erhob sich aus ihrem Sessel im Privatkontor des ehemaligen Kriminalkommissars Warnstett.

„Also mit anderen Worten — Sie können mir noch nichts sagen?“

„Vorläufig — nein.“

In leisem Unmut schürzte sie die seinen Brauen.

„Und dabei ist heute schon der dritte Tag meines Aufenthalts in Berlin“, erinnerte sie.

Der Detektiv ließ sich nicht beirren.

Eine Zeitspanne, die noch wenig besagen will, gnädige Frau. Kaum ausreichend für die ersten vorsichtig tastenden Schritte. Derartige Feststellungen nehmen oft Wochen in Anspruch. Man muß Schritt um Schritt vorgehen, um etwaige Komplikationen zu vermeiden. Klamentlich, wenn es sich, wie in Ihrem Falle, um einen Ausländer handelt. Da kann man sonst sehr leicht böse anlaufen. Immerhin glaube ich diesmal an einen schnellen Erfolg. Also nur noch kurze Zeit Geduld, gnädige Frau.“

Rasch versöhnt nickte sie ihm verabschiedend zu und verließ sein Haus.

Der Detektiv aber turbelte seinen kleinen Sportwagen an und fuhr zum Herzog von Hohenangern, bei dem er sich schon vor Liddy van Aarens Besuch telefonisch angemeldet hatte.

Das Palais am Wilhelmsplatz besaß nach rückwärts

einen winzigen Park, der fast wie ein verwunschener Märchenwald anmutete. Harke, Spaten und Gartenschere durften nicht viel in Tätigkeit treten. Was wuchern und sprossen und blühen wollte, das ließ der hohe Herr ungehindert sein Wesen treiben, weil es ihm Spaß mache. So gab es da — mitten im Herzen der Viermillionenstadt und umbrandet vom fiebernden Verkehr — eine liebliche grüne, Vogel sang durchzwitscherte Wildnis, an der die Zeit wirkungslos vorübergegangen zu sein schien: halbverfallene Götterbilder zwischen üppig durcheinander rankenden Büschen. — Uralte Buchen und Eichen, unter denen schon Preußens Dulderin, die Königin Luisa, an der Seite des genialisch-leidenschaftlichen Prinzen Louis Ferdinand sich entgangen hatte. — Eine zerbrokelnde Marmorbank, auf der so manchesmal Friedrich der Einzige mit seinem getreuen Winterfeld gesessen, der sich das Palais wenige Jahre vor dem Siebenjährigen Kriege erbaut hatte.

So war dieser alte, verwilderte, kleine Park ein Stückchen Geschichte und Zeuge glorreicher preußisch-deutscher Vergangenheit. (Forti. folgt.)

Weinprobe im Rheingau.

Von Mia Bolland.

Ja, der Wonnemonat Mai beschert uns in unserem gelegneten Rheingau wahre Sinnesorgien. Da kommt zuerst das Fest für die Augen! Unter einem strahlenden, leidigen Himmel rieselt es weiß und rosa von allen Hängen zum Strom hinunter. Wie einen seligen Märchenweg wandelt man unter Kirschblüten und Apfelblüten, unter dem feuchten Grün junger Birken, die man streicheln möchte, so rührend zart sind sie. Die Duftwellen aus den Gärten mischen sich mit dem frischen Hauch des Stromes und dem würzigen Geruch, der von den Waldhängen weht.

In diesem Duftbad feiert die Nase ihr Fest. Für viele Nasen ist dies das höchste Fest im Mai. Aber es gibt Ausgelesene, denen, im Verein mit Zunge und Gaumen, noch Höheres bereitet wird. Das sind die Nasen, die zu den Weinproben geladen sind und die sich durch besondere Begabung, durch hundertprozentige Entwicklung ihrer natürlichen Fähigkeiten, ein Anrecht auf diese Einladungen erworben haben. Und auch ich bekam eine Einladung!

Zwar fehlte der Fähigkeitsnachweis, aber Profektion erfordert viel. Es war meine erste offizielle Weinprobe. Das mag zum Verwundern sein, da ich doch im Rheingau zu Hause bin. Aber es kommt daher, daß in diesem Punkte von der Gleichberechtigung der Frau überhaupt noch keine Rede sein kann. Da bleibt uns noch viel zu lärmen, liebe Mischwestern! Auf diesem Gebiet sind wir noch nicht anerkannt. Trotzdem es doch klar ist, daß eine Frau eine in jeder Hinsicht geübtere Junge hat als die Männer. Aber die verwirrende Tatsache bleibt bestehen, daß ich bei allen Proben die einzige Frau war.

Trotzdem wurde ich nicht beachtet.

Ich wandelte klein und häßlich in dem großen Probezaale umher, zwischen den schmalen, dicht und in strenger Richtung mit Gläsern besetzten Tischen, die aussahen wie mit Seeholz und Spannkordel sehr sauber gerichtete blaßgelbe Tulpenbeete.

Sie waren umstanden von sanften und ausschweifenden Embonpoints und nur wenigen Vertretern der schlanken Linie. Im Gedanken an Shakespeare: „Läßt wohlbelebte Männer um mich sein“ hielt ich mich zum Tisch der Embonpoints, die nachweislich von behaglicher Gemütsart sind wie ein Sommersonntagnachmittag. Ich tat wohl daran. Denn „die schlante Linie“ hätte sich bei den Säuerlingen — ach ja, es gab auch Säuerlinge! — sicher sehr aufgeregzt. Es hätte mich gestört. Ich war auf Windstille eingestellt. Lästen wurden entfaltet wie Gebetbücher. Es herrschte feierliche Stille, unterbrochen von leisem Gurgeln, Schnalzen, Spucken. Ich bewunderte die Treffsicherheit beim Spucken. Die auf neue Sachlichkeit eingestellten Spuckbeden waren zwar sehr groß, aber immerhin — es gehört Übung dazu. Nur ein paar „Hergelaufene“ — schliefen unter. Offenbar waren sie im Verein gegen Missbrauch des Alkohols.

Ich lagte nichts. — Es hätte auch niemand darauf geachtet. Endlich fiel es meinem eignen Manne ein, daß er seine Frau mitgebracht hatte. Ich war so klein geworden, daß er mich erst gar nicht fand. Aber dann gab er mir zwei Vergleichsproben zu kosten, über die die Herren sich nicht einig werden konnten. Er entschuldigte sich bei den andern, daß ich außer der Reihe probierte. Man lächelte nur gütig, wie man einem Kinde zulächelt, das spielen will. Für

Männer ist es verpönt, außer der Reihe zu proben, — aber ich zählte ja nicht.

Ich hob das Glas mit der vorschriftsmäßigen Feierlichkeit und geblähten Nasenlöchern. Das Schlagwort „Gleichberechtigung“ tanzte in allen Druckbuchstaben, in denen ich es während der letzten Jahre gesehen hatte, um mich herum in tollen Reigen, wie lauter kleine schwarze Teufel. Es dröhnte mir in den Ohren, als ob alle Frauen der Welt es ausgestoßen hätten. Ich fühlte mich als Vorkämpferin! Wie unsere ersten, tapferen Frauenrechtlerinnen vor dreißig und vierzig Jahren sich gefühlt haben mögen, als sie die ersten Bläke in den Universitäten erlämpften!

Ich nahm mir viel Zeit. Schlürkte — kaute — nur sprechen tat ich nicht.

Dann sagte ich kühl und sachlich: „Nr. 42 ist wütziger als Nr. 41, der, nebenbei gesagt, noch nicht ganz fertig ist. Außerdem ist er mehr Damengeschmac.“ Einige Ohren, die sozusagen ganz ausgezeichnet gewesen waren, hoben sich und ein Kennermund rief erschrockend laut und störend: „Was hab' ich gefragt!“ — Man gab mir neue Proben. „Sauer, sauer! — Der hat ja Frost getriegt. — Spritzig, leicht. Bitte, etwas Besseres. Mmh, recht vollmundig. Der tapaziert einem das Maul aus! — Na, und wie ist's mit dem 2ter? Oh, seliger Noah! Er ist passé...“

Man ließ hinter mir her wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, man drückte mir eine Liste in die Hand für sach- und fachgemäße Notizen. Sieg! Sieg!

Aber ich durfte nicht mehr außer der Reihe probieren.

Ersch beim Nachklang und Ausklang kam die sogenannte rheinische Stimmung auf, die jetzt schon künstlich erzeugt werden soll, in Bauernschenken und sonstwo mit rheinischen Mädchen, frisch importiert aus Berlin oder München, um den Fremden um jeden Preis davon zu überzeugen, daß ein rheinisches Mädchen beim rheinischen Wein der Himmel auf Erden ist. Meistens glaubt er's.

Ich fuhr mit meinem Club der Dicken im Auto zum nächsten Weinstadt. Keinem merkte man die 120 Sorten an, die er geprobt hatte. Es waren marlige, massive, männliche Männer! — Die Fahrt war wunderschön. Klar stand die Hallgarter Zange gegen den flimmernden Abendhimmel, im blauen Duft lagen die ferneren Berge: Niederwald, Rochusberg. Unter breiten Nussbäumen mit tödlichen, schmalzringigen Blättchen standen gedekte Tische. Dort liegen wir aus und fröhlicher Lärm scholl uns entgegen. Da gab es nun endlich Damen, junge, jüngere und ganz junge, in reicher Auswahl. Und auch hier war das Lied vom „rheinischen Mädchen beim rheinischen Wein“ unvermeidlich, aber schließlich ist es ja auch immer noch stimmungsvoller als die Oma fährt im Hühnerstall Motorrad, was ich weder wüßt noch stilvoll, sondern nur höchst leichtfertig von der alten Dame finde. Aber Verzeihung! Omas sind ja keine alten Damen mehr. Das erfuhr ich hier wieder. Was die jungen Dinger so um die Fünfzig herum für einen Spaß hatten! Mein Club der Dicken wurde so rosig überglänzt von Stimmung, daß ich plötzlich das Gefühl hatte, als ging um meinen Tisch viermal der Vollmond auf. Nun sie nicht mehr nach einem Worte angeln mußten, das den geprobteten Wein mit seinem Duft und allen seinen Eigenschaften ausspielt wie einen Schmetterling, das ihn festhielt in ihrem Jungengedächtnis, gaben sie sich erst dem Genuss hin und schluckten diesmal alles richtig unter. Was zur Folge hatte, daß ein heftiges Schnellfeuer von Bliden und Worten auf den Nachbartisch eröffnet wurde und plötzlich einige blonde und braune Bubiköpfchen zwischen den Vollmonden schaukelten. —

Aber ich wollte ja nur von der Weinprobe erzählen, und das gehört schon längst nicht mehr dazu. . . .

Hörn holt qui mal v vense!

Sprungkünstler der Tierwelt.

Von Kurt Bibl.

Der bekannteste Vertreter der springenden Säugetiere ist wohl das Känguru. Dieses, in der Gefangenschaft besonders ängstliche Tier, das die Steppen Australiens bevölkert, wird in unseren zoologischen Gärten gern und oft gezeigt. Es ist nicht gerade leicht zu erhalten.

Bereits nach vierzig Tagen kommt das Junge zur Welt. Das hilflos winzige Geschöpf, von der Größe einer kleinen Raupe, entwickelt sich nun in weiteren acht Monaten im Brustbeutel der Alten. In dieser Bauchtasche befinden sich auch die Jungen, wo sich die Jungen festhaugen.

Das Känguru kann sich infolge der schwachen Bordergliedmaßen laufend nur äußerst ungeschickt fortbewegen, um so gewandter aber versteht es zu springen. Die Auffassung, daß der starke Schwanz zum Abschnellen diene, ist irrig; er

wird nur als Steuer benutzt. Interessant ist die Struktur der Beine: während die schweren Vorderfüße mit ihren fünf Zehen als Greifwerkzeuge gebraucht werden, haben die Hinterbeine sich sehr eigenartig umgestaltet. Hier fehlen völlig die Daumen. Die erste und zweite Zeh sind verkümmert und zusammengewachsen, die dritte dagegen ist ungewöhnlich stark ausgebildet und mit einer kräftigen Kralle ausgestattet. Die Sprungglieder besitzen naturgemäß eine sehr starke Muskulatur. Das Känguru ist auch in der Freiheit scheu, sucht sich nie zu verteidigen, rettet sich vielmehr durch die Flucht. Wenn es zum Sprunge ansetzt, legt es die Vorderbeine an den Leib, streckt den Schwanz aus, stemmt die Hinterbeine in den Boden und schleudert sich dann mit ungeheuerer Wucht nach vorne. In der Lust bewegt sich der Körper wie ein Geschoss, und der Schwanz wirkt fortwährend auf und nieder. Das Tier macht Sätze bis zu zehn Meter und erreicht zuweilen eine Höhe von drei Meter. Ein Sprung folgt dem andern, es geht über Gebüsch und Heden, so daß die Verfolger — seien es Reiter oder Hunde — dem fahrenden Springer kaum zu folgen vermögen.

In der Gruppe der Lurche gilt der Frosch als der ausgeschnittenste Springer. Während sich ein Känguru um das Dreifache der Körperhöhe emportauchen vermag, erreichen die Höhen sprünge der grünen Teichbewohner mit Leichtigkeit das Zehnfache ihrer Größe. Diese Kraftleistung erscheint uns im Vergleich mit den Sprungrekorden des Menschen geradezu enorm; unsere Springer befommen es bei bester Schulung kaum fertig, eine Höhe zu überwinden, die dem eigenen Körpermaße entspricht. Die Vorderfüße des Frosches sind schwach entwölft, um so mehr aber hat die Natur die Hinterbeine begünstigt. Das vordere Paar dient nur als Stütze des ausfliegenden Körpers; die Muskulatur und der Knochenbau der Sprungfüße sind aber sehr stark. Die Ansatzzstellen befinden sich an einem kräftigen Knochen der Wirbelsäule und des Beckens; im Zustand der Ruhe klappen die Hintergliedmaßen zusammen. Setzt das Tier zum Sprunge an, erfolgt ein plötzliches Strecken der Glieder, dadurch wird der Körper fortgeschleudert. Der Frosch hüft nicht nur, um sich vor seinem Feinde zu retten, sondern versteht es auch meisterhaft, die Beute springend einzufangen. Er verfehlt selten sein Ziel, und die eigenartige Junge lebt mit tödlicher Sicherheit das Insekt fest, das sich in die Nähe des Grünnrods gewagt hat.

Auch in der Insektenwelt gibt es eine Anzahl Sprungkünstler. Zuerst sei die grüne Laubheuschrecke erwähnt, die im Volksmund „Heupferd“ genannt wird. Dieses Kärtier ist im Durchschnitt etwa drei Zentimeter lang; doch kennt man auch Arten, die bedeutend größer werden. Das eigentümliche Zitzen der Heuschrecken entsteht durch wechselseitiges Reiben der Flügel. Die Grasschäfer sind sehr linke Burschen und schwer zu fangen. Versteht man sie nicht vorsichtig anzuhalten, dann treiben sie mit ihren beißenden Greifwerkzeugen so fest zu, daß man sie rasch los läßt. Das hintere der drei Beinpaare dient zum Springen. Es ist besonders kräftig gebaut und sehr lang, mit ihm schnellt sich das Insekt meterhoch. Zuweilen geht der Sprung in den Flug über, bei dem dann die zwei hinteren Flügel als Kraftquelle mitwirken. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß sich die Heuschrecken sehr stark vermehren. Wenn sie zu wandern beginnen, bilden die hungrigen Schwärme eine furchterliche Plage der Landwirte.

Als fähigster Springer kann wohl einer der kleinsten Vertreter der Insektenwelt gelten, das „Haustier“ Floh. Dieser arge Schmarotzer, der mit seinen scharfen Saugwerkzeugen das Blut schlürft, ist von Mensch und Tier gehaßt. Trotz seiner für uns so unangenehmen Eigenschaften müssen wir den winzigen Burschen als Sprungkünstler bewundern; er schnellt sich mit Leichtigkeit ein Meter hoch, erhebt sich also um das Dreihundertfache seiner Körpergröße. Übertragen wir diese außerordentliche Fähigkeit auf den Menschen, so kommen wir auf die Leistungen der Ballonpringer, die infolge der Gewichtsverminderung über hohe Berge hinweg zu leben vermögen.

Alle Tiere, die hier genannt wurden, verdanken die Sprungleistungen ausnahmslos der eigenartigen Besessenheit ihrer Hintergliedmaßen. Zum Schluß soll noch ein Kärtier Erwähnung finden, dessen Künste durch eine andere Einrichtung begünstigt werden. Nicht selten beobachtet man bei Gängen in die Natur einen Käfer, der sich von der Rückenlage aus mit großer Geschicklichkeit auf die Beine zu schleudern versteht. Dieser Akrobat ist der Saatschnellläser. Er besitzt an der Unterseite des Brustpanzers einen Dorn, den er gegen den erhöhten Rand einer Grube preßt und dann plötzlich zurückknallen läßt. Dadurch entsteht eine derartige Krümmung des Rückens, daß der kleine Käfer hoch in die Luft geschleudert wird, sich hier überschlägt, um endlich auf den Beinen zu landen. Übrigens ist die Larve dieses Insekts, der sogenannte „Drahtwurm“, einer der gefährlichsten unterirdischen Räuber unserer Getreideplantzen.

Vom Ursprung der Germanen. Nach vieler Mühe ist es der prähistorischen Forschung, die nach dem Weltkriege wieder in erhöhtem Maße einsetzte, jetzt glücklicherweise gelungen, einiges Licht in das Dunkel des Urgermanentums zu werfen. Einer der bekanntesten und namhaftesten prähistorischen Forscher, der Göttinger Professor Dr. Schuchardt, kommt aus Grund seiner Jahrzehntelange Forschungen zu dem Ergebnis, daß insbesondere die Sprachforschung schon immer auf zwei Bevölkerungsschichten hingewiesen habe, aus denen sich das Germanentum im nordischen Kreise gebildet haben muß. Nach Professor Schuchardt war die erste Einwanderungs潮e aus dem Westen erfolgt, eine Tatsache, über die man in wissenschaftlichen Kreisen schon lange einig war. Woher die zweite gekommen war, war bisher eine sehr umstrittene Frage. Die einen glaubten vom Rheine her, andere von Süden und wieder andere von Skandinavien. Professor Schuchardt ist nun aber zu dem Ergebnis gekommen, daß sich die zweite Welle klar erkennen läßt in den sogenannten Eingeschäben unter Bodenniveau, die sich mitten in der Steinzeit zwischen die nordischen Megalithgräber einschieben. Grabtumus sowie Inventar sind in diesen Gräbern ausschließlich thüringisch. Die Leichen liegen als Hocker oder Hölde sind schmal und hoch. Die Schnurbecher dieser Gräber lassen sich im Osten bis nach Ostpreußen und Finnland verfolgen, im Westen bis nach Holland und im Norden bis nach Jütland. Die sogenannten Schnurkeramiker haben also im Norden das Germanentum geschaffen. Man nimmt auch an, daß die Schnurkeramiker durch einen Eroberungszug nach Süddeutschland das Keltenland geschaffen haben. Wahrscheinlich haben sie sich auch stark beteiligt an dem großen germanischen Zug nach Südosteuropa, der die Illyrer, Thaur und Griechen geschaffen hat. Die Thüringer erscheinen somit als das langgeschaffene germanische Urvolk.

Was heißt töter der elektrische Strom? Die Beziehungen zwischen dem elektrischen Strom und dem menschlichen Körper sind zwar schon seit Jahren bekannt. Nicht gellärt war aber bisher die Wirklichkeit die tödliche Wirkung des Stromes zu erklären. Es ist eine Frage, die besonders deshalb von grundlegender Bedeutung ist, weil sich nach ihr die Maßnahmen zu richten haben, die zur Rettung elektrisch Verunglüchter zu treffen sind. Professor Tissin in Wien vertritt die Ansicht, daß der elektrische Tod dem Erstickungstod ähnlich ist, daß also zur Rettung elektrisch Verunglüchter und solcher, die vom Blitz getroffen sind, energische künstliche Atmung angewendet werden muß. Nach dieser Auffassung sind auch die gegenwärtigen Rettungsvorschriften ausgearbeitet. Dem steht die Ansicht von Alvensleben, Weiß und anderen entgegen, daß durch den elektrischen Strom das Herz gelähmt wird, daß also die Atmung und der Blutkreislauf gleichzeitig unterbrochen werden. Hierdurch erklärt sich auch die große Zahl von Todesfällen bei verhältnismäßig harmlos scheinenden Unfällen. Durch die Unterbrechung des Blutkreislaufs wird dem Gehirn keine frische Nahrung mehr zugeführt und in kurzer Zeit zum Tode führt. Zur Rettung elektrisch Verunglüchter sollten also Mittel gesucht werden, um das Herz wieder zur Tätigkeit anzuregen. Bis passende Hilfsmittel hierzu zur Verfügung stehen, bleibt man aber zweckmäßig bei der bisherigen künstlichen Atmung, da durch diese ja auch das Herz angeregt wird. Worauf es zurückzuführen ist, daß gerade die schwachen Ströme, die durch den Körper fließen eine solche verderbliche Wirkung haben, ist bisher nicht aufgelistet. Für den Wirkungskreis des Elektromonteurs und für das tägliche Leben sind aber, wie Dr. H. Krönke im „Kosmos“ betont, diese Beobachtungen von grösster Bedeutung. Zwar wird niemand auf den Gedanken kommen, daß nunmehr plötzlich die Hochspannungsleitungen ungefährlich werden seien, vielmehr ist die Folgerung die, daß man gerade mit geringen Spannungen und schwachen Strömen vorstelliger sein muß als bisher. Bei Stromstärken, die wesentlich unter 1 Ampere liegen droht allerdings dem Menschen keine Gefahr, und da der Widerstand des Körpers, auch unter besonderen ungünstigen Umständen, kaum unter etwa 50 Ohm zu rechnen sein wird, so darf man annehmen, daß Spannungen unter etwa 50 Volt wirklich ungefährlich sind. Vor den Spannungen der Lichtnetze dagegen sollte man sich kümmern mehr hören als bisher; das würde allein dem Deutschen Reich äußerlich etwa hundert Todesopfer des elektrischen Stromes ersparen.

Bornamen und Literatur. Man muß zweifellos feststellen, daß Modernamen stets im Anschluß an gewisse Vorbilder auftreten, und das hierbei dynastische, religiöse oder literarische Beziehungen zugrunde liegen. Sehr häufig verhelfen diese Beziehungen alten, oft schon außer Acht gesetzten Namen zu erneutem Aufblühen. So kommen z. B.

die Namen Hermann und Thusnelda im Anschluß an Klosterkloster „Hermannschlacht“ häufig vor, aber während der Name Thusnelda bald wieder erstarrt, bleibt der Name Hermann durch Goethes idyllisches Epos, durch die Dichter der Befreiungskriege und durch Kleists Drama dauernd erhalten. Durch Lessing wurden zweifellos die Namen Emilie (Emilia Galotti) und Minna (von Barnhelm) in stärkeren Umlauf gebracht und zahlreiche Namen wurden durch die Ende des 18. Jahrhunderts höchst populären Ritterromane vollständig. Ich nenne nur die auch im „Götz“ vorkommenden Namen Adalbert und Adelheid, ferner Mathilde, Kunigunde, Berta, Agnes u. a. m. Ebenso sind die bis dahin sehr ungewöhnlichen Namen Adoli, Benno, Bernhard, Bruno, Erich, Kuno, Kurt, Walter, sowie die Mädchennamen Elisabeth, Hedwig, Hildegard usw. durch Ritterromane lener Zeit neu hervorgeholt und in Umlauf gebracht. Auf Goethes Einfluß führt sich die Festigung der Namen Erwin (Erwin und Elmire), Margarete (Faust), Leonore (Tasso), Ottilie (Wahlverwandtschaften), Charlotte (Werther) zurück, und durch Schiller sind Max und Thelma beliebt geworden. Der Name Rosa ist durch Bulfinus (Goethes Schwager) Roman „Rinaldin“ gebräuchlich geworden. Im Laufe des letzten Jahrhunderts haben wiederholt vielgelesene Romane starken Einfluß auf die Beliebtheit von Bornamen gewonnen. So Oswald und Lisbeth (durch Immernmanns „Münchhausen“), Irma durch den Auerbachschen Roman „Auf der Höhe“ und Edwin durch Heyles „Kinder der Welt“. Hinsichtlich kommt darüber der diesbezügliche Einfluß von Wagners Musikdramen bei der Wahl der Namen Elsa, Siegfried, Siegmund, Walter usw. rein. Aus der französischen Dichtung sind die typischen Zofennamen Elise und Lisette übernommen. Elise ist durch Heines „Däazelle“ in Mode gekommen, während der ähnliche Backfischname Else während des 18. Jahrhunderts in argem Misskredit war und auf geschwächige und unverständige Personen Anwendung fand. Erst durch die Lieblingschriftstellerin unserer Großmutter, durch die Marlikt, wurde dieser Name durch deren Roman „Goldelse“ wieder zu Ehren gebracht.

Hyggiene und Heilkunde

Wann erfräßt man sich? Die Lehre von den Erkrankungen gehört zu den umstrittenen Gebieten der Medizin, und man hat erst kürzlich eine Kommission zur Erforschung des Schuhsbens eingesetzt, um diesen so alltäglichen und doch noch so wenig gellärteten Erscheinungen auf die Spur zu kommen. Gerade das Frühjahr ist ja eine besondere Erkrankungszeit, ebenso wie der Herbst, und das nicht die Höhe des Kältegrades dabei von wesentlicher Bedeutung ist, seit die Tatsache, daß in strengen, trockenen Wintern weniger Erkrankungen auftreten als in milden, feuchten. In einem Aufsatz über die Erkrankungen, den er in der „Deutschen Medizinischen Zeitschrift“ veröffentlicht, behandelt Dr. Karl Harpuder die wichtige Frage, unter welchen Bedingungen eine Erkrankung auftritt. Man hat besonders durch die umfangreichen Erfahrungen während des Weltkrieges erkannt, daß es unmöglich ist, aus den meteorologischen Wetterangaben den Grund für die Erkrankungen festzustellen. Bei einer abgekühlten und kräftigen Truppe stieg die Zahl der Erkrankungen auf das Vielfache über das gewöhnliche Maß, wenn sie sehr starken Kälte- und Nassseinwirkungen oder Kälte- und Windeinwirkungen ausgesetzt war. Bei normalen Menschen, die nicht so kräftig und abgehärtet sind, hat man beobachtet, daß die Erkrankung dann auftritt, wenn sie sich nach Erhöhung vorübergehend in Zugluft aufhalten, aus der prallen Sonne plötzlich in kalten Schatten kommen oder schwitzend kaltes Wasser trinken. Danach ist es unzweckmäßig, daß nicht das Wetter an sich, sondern der Abkühlungsraffekt am Körper für das Zustandekommen der Erkrankung maßgebend ist. Dieser kann durch niedrige Außentemperatur hervorgerufen werden, aber auch durch plötzlichen Übergang von hoher Außentemperatur zu mäßiger oder durch starke Wasserverdünnung an der Haut. Bei dieser Abkühlung ist neben dem Temperaturwechsel die Regulationsfähigkeit der Haut für Wärmeunterschiede von ausschlaggebender Bedeutung. Bei normalem Funktionieren der Haut sinkt zwar ihre Temperatur, und es tritt Kältegefühl, Froststein auf, aber die Innentemperatur des Körpers bleibt dieselbe oder erhöht sich sogar, wodurch die Erkrankung verhindert wird. Deshalb ist für den Eintritt einer Erkrankung neben der Senkung der Außentemperatur die Disposition des Körpers sehr wichtig. Der vollkommen gesunde Mensch wird der Erkrankung viel besser widerstand leisten als ein mangelhaft ernährter, geschwächter oder irgendwie von Krankheitserregern bereits besetzter Organismus.